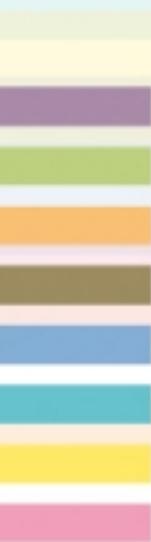


Differenz, Diversität und Heterogenität in erziehungs- wissenschaftlichen Diskursen

Elke Kleinau, Barbara Rendtorff (Hrsg.)

Schriftenreihe der Sektion
Frauen- und Geschlechterforschung
in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft



DGfE Deutsche Gesellschaft
für Erziehungswissenschaft

Schriftenreihe der Sektion Frauen- und
Geschlechterforschung in
der Deutschen Gesellschaft für
Erziehungswissenschaft (DGfE)

Band 3

Elke Kleinau
Barbara Rendtorff (Hrsg.)

Differenz, Diversität
und Heterogenität in
erziehungswissenschaftlichen
Diskursen

Verlag Barbara Budrich
Opladen, Berlin & Toronto 2013

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2013 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-8474-0073-8 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-0331-9

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Druck: paper&tinta, Warschau
Printed in Europe

Inhaltsverzeichnis

Elke Kleinau und Barbara Rendtorff

Einleitung.....7

Barbara Rendtorff

„mitgedacht“ – Geschlecht als diskursive Figur..... 13

Jürgen Budde

Das Kategorienproblem.

Intersektionalität und Heterogenität?.....27

Astrid Messerschmidt

Über Verschiedenheit verfügen? Heterogenität und Diversity

zwischen Effizienz und Kritik47

Klemens Ketelhut

Diversity als Ordnungsstrategie.

Anmerkungen aus der Perspektive der Queer-Theory.....63

Elisabeth Tuidter

Geschlecht und/oder Diversität?

Das Paradox der Intersektionalitätsdebatten.....79

<i>Martin Heinrich und Denise Klenner</i>	
‚Geschlecht wird immer mitgedacht...‘ – aber wie?	
Argumentationsmuster von Studierenden zum	
‚gendersensiblen Sprachgebrauch‘ an der Universität	103
<i>Béatrice Ziegler</i>	
Geschlecht & Heterogenität in der Geschichtsdidaktik.....	125
<i>Jeannette Windheuser</i>	
Die Kategorie Geschlecht in der (stationären) Jugendhilfe.....	139
AutorInnen- und Herausgeberinnenverzeichnis	155

ELKE KLEINAU/BARBARA RENDTORFF

„Geschlecht wird immer mitgedacht...“ Differenzen – Diversity – Heterogenität in erziehungswissenschaftlichen Diskursen

Eine ganze Reihe unterschiedlicher, aber zusammengehöriger Beobachtungen haben uns dazu angeregt, dieses Thema für die Jahrestagung 2011 der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung vorzuschlagen. So lässt sich etwa die Tendenz beobachten, dass einerseits dezidierte Geschlechter-Denominationen aus den Stellenbeschreibungen universitärer Professuren verschwinden, zugleich aber in etlichen Ausschreibungen die „Berücksichtigung der Geschlechterperspektive“ als Spiegelstrich auftaucht, oftmals noch im Dreierpack mit Interkulturalität und sozialer Benachteiligung. Dabei haben sich die Begriffe „Heterogenität“ und „Diversität“ etabliert, sie werden als Plastikworte für Verschiedenheiten aller Art eingesetzt. Die Verwischung der Kategorien erscheint besonders modern und fortschrittlich: Frauen- und Geschlechterforschung war früher – heute ist „Diversität“ oder „Heterogenität“ angesagt, und da ist ja Geschlecht „mit drin“.

Auf einer anderen Ebene zeigt es sich, dass Studierende oftmals geschlechterdifferente Benennungen (Frauen/Männern, Mädchen/Jungen, Schülerinnen/Schüler) als altmodisch, vorgestrig und übertrieben empfinden – im besten Fall reicht es für eine Fußnote auf der ersten Seite der Hausarbeit, dass aufgrund der „besseren Lesbarkeit“ mit der Bezeichnung Schüler natürlich die Schülerinnen „mitgemeint“ seien. Auch hier gilt, dass das scheinbar „praktische“ Argument zugleich – bewusst oder unbewusst – anderes transportiert, und Denk- und Wahrnehmungsgewohnheiten beeinflusst. Gleichzeitig wird die Geschlechterdimension zu einer privaten, einer Frage der persönlichen Lebensgestaltung, und die strukturell-politische Dimension der Thematik gerät tendenziell aus dem Blick.

Der Titel dieses Bandes bezieht sich zum einen auf aktuelle Entwicklungen in der Theoriebildung zu Geschlechterverhältnissen in erziehungs- und sozialwissenschaftlichen Diskursen, nämlich die Schwierigkeit, die Wirkmächtigkeit, die Machtaspekte und die strukturierende Bedeutung von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen zu thematisieren, ohne dabei simplifizierend und eindimensional vorzugehen und die komplexen Beziehungen zwischen Geschlecht und anderen strukturierenden Faktoren zu vernachlässigen. Zugleich spricht der Titel auf einer eher konkret-pädagogischen Ebene die Tatsache an, dass Studierende und auch Lehrkräfte (vgl. die Ergebnisse

bei ProLEG 2012) zunehmend der Meinung sind, die Geschlechterthematik sei mittlerweile so weit bearbeitet, dass sie nicht mehr zum Gegenstand theoretischer Auseinandersetzung oder pädagogischer Reflexion und Fortbildung werden müsse. Beide Ebenen verstärken einander: Zum einen wird Geschlecht de-thematisiert zugunsten vermeintlich wirksamerer Analysekategorien, zum anderen wird die Wirksamkeit von Geschlecht als Platzanweiser und Platzverweiser unterschätzt. Beide Diskurse leiden an einem ähnlichen Problem, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Diejenigen, die die Thematisierung von Geschlecht für überholt halten, lassen es verschwinden in einem diffusen Brei von Verschiedenheitsbeschreibungen, insbesondere im Kontext von Schule. Lernschwächen, ADHS, Sprachprobleme oder Inklusion werden sämtlich unter Kollektivbegriffen wie ‚Diversity‘, ‚Heterogenität‘ oder ‚Verschiedenheit‘ subsumiert, was die Problematik auf eine tendenziell moralische Ebene hebt (z.B. alles als ‚Chance‘ zu begreifen), jedoch eine differenzierte Beschäftigung mit jedem dieser Wirkfaktoren massiv erschwert. Hier wird also nicht nur Geschlecht als wirksamer strukturierender Faktor entkräftet, sondern auch die anderen Aspekte (z.B. Klasse, Ethnie, Religion) die doch jeder eine jeweils typische Dynamik und gesellschaftliche Bedeutung haben, verlieren an differenzierter Aufmerksamkeit. So geht zuletzt in Formulierungen wie „alle sind verschieden – alle sind gleich“ (GEW) nicht nur der Blick auf die Schärfe von benachteiligenden Faktoren und Zuschreibungen verloren, sondern dies wird zugleich zum Hebel einer Beruhigungsstrategie, die verspricht, dass Strukturdynamiken verschwinden, wenn man nur die Augen zukneift.

Auf der anderen Ebene, die sich als (theoretischer) Einspruch gegen eine zu starke oder zu einseitige Betonung der Bedeutung von Geschlecht positioniert, passiert letztlich dasselbe: Angesichts der Schwierigkeit, das Zusammenwirken unterschiedlicher Faktoren, die verschiedenen Ebenen angehören, plausibel zu operationalisieren, gelangen auch hier viele Texte kaum über die Ebene hinaus, die Wichtigkeit komplexerer Analysen zu beschwören, wodurch die analytische Schärfe eher verliert als gewinnt und nur wenig konkrete produktive Impulse entstehen. Dazu kommt, dass sie oftmals spezifische Interessen verfolgen, deshalb weniger Wert auf historisch zutreffende und exakte begriffliche Rekonstruktionen legen als darauf, bestimmte Argumente in Stellung zu bringen und durch permanente Wiederholungen geschichtsmächtige Narrationen zu erzeugen. In diesem Kontext werden häufig die Bezeichnungen ‚Intersektionalität‘ oder ‚Interdependenz‘ vorgezogen, die stärker als der Begriff ‚Heterogenität‘ die Verbindung zwischen den unterschiedlichen Wirkfaktoren betonen.

Für die Debatte um dekonstruktivistische Ansätze in der feministischen Sozialpädagogik warf Corinna Voigt-Kehlenbeck bereits 2001 die Frage auf,

ob dem Wettstreit um die ‚besseren‘ theoretischen Zugänge nicht auch ein Generationenkonflikt zugrunde liege. Jüngere Referentinnen zeigten sich oftmals von neueren theoretischen Diskussionen beeindruckt und würden den Eindruck vermitteln, „als sei alles bisher Dagewesene ein Irrtum gewesen – oder zumindest fortan gänzlich obsolet“ (Voigt-Kehlenbeck 2001, S. 44). Ältere Mitarbeiterinnen sähen durch diese Sichtweise sich und ihre Arbeit massiv entwertet. Auch für den hier thematisierten Streit, ob ‚Diversität‘, ‚Intersektionalität‘ oder ‚Heterogenität‘ die ‚besseren‘, ‚ertragreicheren‘ Zugänge darstellen, stellt sich u.E. diese Frage. Festhalten lässt sich allerdings jetzt schon, dass sich keine einfache Fortschrittsgeschichte mit Anspruch auf Deutungshoheit schreiben lässt. Weder die Intersektionalitätsforschung, noch die Queer Studies haben die Frauen- und Geschlechterforschung als herrschendes Paradigma ‚abgelöst‘. Die Geschichten verlaufen vielmehr parallel, überschneiden sich. Keine dieser Erzählungen ist endgültig abgeschlossen und gehört damit der Vergangenheit an. Die neuen Begriffe müssen sich jetzt in der Forschungspraxis bewähren und zeigen, dass sie das Potential haben, die aktuellen Verschiebungen in den Geschlechterverhältnissen zu analysieren und besser verstehbar zu machen, wenn sie Geschlecht als nebengeordnete dem Gefüge einer Misch- oder Dach-Kategorie unterordnen.

Manche Argumente und Affekte, die in dieser Debatte auftauchen, erinnern auch an (bzw. verbinden sich mit) Einlassungen, die in ganz anderen Kontexten zu diesem Themenfeld vorgetragen werden. So findet sich ja in der zeitgleichen Debatte in Bezug auf die ‚Jungenbenachteiligung‘ häufig das Argument, die in den letzten Jahrzehnten erfolgte Konzentration auf Geschlecht, die dort diagnostizierte Benachteiligung von Mädchen und deren anschließende Bevorzugung durch feministische Lehrerinnen habe die Misere der Jungen herbeigeführt, sei also falsch und unangemessen gewesen. Auch die massiven (und teilweise verächtlichen) Ausfälle der konservativen bis linksliberalen Presse gegen Gender-Mainstreaming weisen in eine ähnliche Richtung. Alle diese Debatten münden letztlich in die Forderung, der Frage nach der Bedeutung von Geschlecht in gesellschaftstheoretischen Analysen keinen prominenten Platz mehr einzuräumen, was sich noch dazu häufig verbindet mit Affekten gegen ‚die Feministinnen‘ oder ‚den Feminismus‘.

Die Sektion Frauen- und Geschlechterforschung hatte deshalb beschlossen, diese Problematik zum Thema ihrer Jahrestagung 2011 zu machen. In den Diskussionen während und nach der Jahrestagung hat sich dann gezeigt, dass die Einschätzung der These, dass Geschlecht in allen diesen Misch- und Dach-Kategorien angemessen aufbewahrt und ‚mitgedacht‘ wird, durchaus unterschiedlich ausfällt und sich dahinter teilweise auch recht divergierende Interessenrichtungen erkennen lassen. Wir denken deshalb, dass die Auseinandersetzung mit dieser Thematik bei weitem noch nicht abgeschlossen ist,

und hoffen, dass auch die hier vorgestellten Texte etwas zur Beförderung der Debatte beitragen können. Einige der während der Jahrestagung gehaltenen Vorträge haben sich thematisch stark überschritten, so dass wir hier – um Redundanzen zu vermeiden – nur eine Auswahl veröffentlichen. Dafür haben wir einige Kolleginnen und Kollegen, von denen wir wussten, dass sie in diesem Bereich arbeiten, um zusätzliche Beiträge gebeten.

Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes setzen nun in diesem breiten Feld unterschiedliche Akzente. Zwei Beiträge befassen sich mit dem Problem der Begrifflichkeiten und fokussieren dabei auf die Abgrenzungen zwischen Heterogenität und Intersektionalität (Jürgen Budde) bzw. zwischen Heterogenität und Diversity (Astrid Messerschmidt). Drei Beiträge konzentrieren sich auf Geschlecht (Barbara Rendtorff) und die Abgrenzungen von bzw. Verbindungen mit anderen Begriffen – nämlich QueerTheory (Klemens Kettelhut) und Diversität (Elisabeth Tuidler). Dazu kommen zwei Beiträge, die die Fragestellung des Bandes auf spezifische Themenfelder beziehen, nämlich die (stationäre) Jugendhilfe (Jeannette Windheuser) und die Geschichtsdidaktik (Béatrice Ziegler). Der Beitrag von Martin Heinrich und Denise Klenner nimmt einen bereits angesprochenen Aspekt in den Blick, der auch im Ausschreibungstext der Jahrestagung angesprochen war: Er befasst sich mit dem Befund, dass heutige Studierende oftmals die ausdrückliche Benennung von Schülerinnen und Schülern bzw. Lehrerinnen und Lehrern ablehnen und untersucht die dahinter stehenden Begründungen und Affekte.

Zum Schluss noch eine Anmerkung der Herausgeberinnen in eigener Sache: Wir haben die in diesem Band abgedruckten Texte formal weitgehend angeglichen. Was die sprachliche Gestaltung der Geschlechterdifferenz angeht, haben wir den Autorinnen und Autoren keine konkrete Vorgabe gemacht, sondern sie lediglich um eine geschlechterreflektierte Sprache gebeten. Es lassen sich daher verschiedene Schreibweisen finden: das große I, die Auslassung mit dem Unterstrich. Da die Entscheidung für die eine oder andere Schreibweise oft etwas mit der eigenen Verortung im wissenschaftlichen Feld zu tun hat, haben wir hier bewusst von einer sprachlichen Vereinheitlichung abgesehen. Wir danken allen, die uns bei der Fertigstellung des Bandes unterstützt haben, insbesondere Karla Verlinden für die Erstellung der Druckvorlage. Wir wünschen unseren Leserinnen und Lesern eine anregende Lektüre.

Köln/Paderborn, im September 2012 Elke Kleinau und Barbara Rendtorff

Literatur

- ProLEG (2012): Professionalisierung von Lehrkräften für einen reflektierten Umgang mit Ethnizität und Geschlecht in der Grundschule. Hrsg. von Winheller, Sandra/Müller, Michael/Rendtorff, Barbara/Hüpping, Birgit/Büker, Petra: Dokumentationsschrift, Paderborn, PLAZ-Forum, Lehrerausbildung und Schule in der Diskussion, Heft 19.
- Voigt-Kehlenbeck, Corinna (2001): „... und was heißt das für die Praxis? Über den Übergang von einer geschlechterdifferenzierenden zu einer geschlechterreflektierenden Pädagogik. In: Fritsche, Bettina/Hartmann, Jutta/Schmidt, Andrea/Tervooren, Anja (Hrsg.): Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven. Opladen: Leske & Budrich, S. 237-254.

„mitgedacht“ – Geschlecht als diskursive Figur

Wenn etwas „mitgedacht“ oder „mitgemeint“ wird, dann heißt das schon semantisch gesehen, dass es an einen anderen Term, ein anderes übergeordnetes Wort angehängt wird, subsumiert wird unter die Logik dieses leitenden Terms oder der anderen, vorangestellten Argumentationsfigur. Das Wort schwimmt sozusagen mit im Kielwasser eines anderen, des „eigentlichen“, das vorausfährt. Mitfahrer und Mitläufer zeichnen sich dadurch aus, dass sie keine eigene Verantwortung tragen oder übernehmen wollen, und auch das mitschwimmende, mitgemeinte Wort entfaltet keinen Eigensinn, keinen Einspruch oder Anspruch, denn als „mitgemeintes“ ist es der Logik des anderen unterstellt. Wenn Geschlecht „mitgemeint“ ist (und insofern ohne „Eigensinn“) – wo oder: von wo aus kann dann ein Einspruch oder Anspruch, der sich aus einer Geschlechterperspektive ergeben würde, geltend gemacht werden?

Ausgangspunkt für unsere Wahl dieses Themas war die Feststellung, dass in erziehungswissenschaftlichen und pädagogischen Kontexten mittlerweile Geschlechterperspektiven und differenzierte, sachkompetente Geschlechterbezüge nur noch zunehmend selten explizit auftauchen. Stattdessen werden ganz überwiegend Sammelbegriffe verwendet, die unterschiedslos sowohl die unbestimmbare Gesamtheit spezifischer menschlicher Unterschiede umfassen sollen, wie auch strukturell einflussreiche Faktoren und gesellschaftliche Bedingungen. „Geschlecht wird immer mitgedacht“ verweist deshalb zum einen auf die sich ausbreitende Verwendung von Eimer-Begriffen wie „Heterogenität“ oder „Diversity“, in die alles hineingeleert werden kann, was dem einen oder anderen Anwender je nach Bedarf und Kontext sinnvoll zu sein scheint (Dyskalkulie, ADHS oder Unterrichtsstörungen, Ethnizität, soziale Disparitäten oder Gender...), wobei je nach Konjunktur, Kontext und Institution die „bunte Lerngruppe“, die „spezielle Förderbedürftigkeit“ oder gruppenspezifische Bedarfe in den Vordergrund gerückt werden. Allgemein wird davon ausgegangen, dass „Geschlecht“ dabei jeweils „mit drin“ ist, eben mitgemeint, aber ein Blick auf Stellendenominationen und Modulbeschreibungen zeigt, dass Ethnizität, „sprachlich-kulturelle Heterogenität“ und Inklusion die weitaus prominentesten Stichworte sind. Unter diese wird dann Geschlecht als scheinbar gleichrangiges Element mit eingereiht und alles wird mit dem verwischenden Hinweis, diese Kategorien seien allesamt miteinander „verwoben“, zu einem undefinierbaren Brei ver-

kocht, der keine weiteren Fragen aufwirft. Der Ausdruck ‚verwoben‘, der sich in diesem Kontext schnell etabliert hat, soll seinerseits anzeigen, dass zwischen den Kategorien komplexe Zusammenhänge und -wirkungen existieren – eine Tatsache, die in dieser Allgemeinheit wohl niemand bezweifeln würde –, erweckt aber auch den Eindruck (und soll es wohl auch), man wisse schon oder ahne zumindest, wie die Kategorien miteinander interagieren, und verdeckt mit dem allzeit und auf alles passenden Bild textilen Gewebes doch zugleich, dass gerade das nicht der Fall ist.

Eine andere Dimension, die im Thema dieses Bandes anklingt, ist die politisch korrekt daherkommende, aber ebenfalls subsumierende Geste in vielen Publikationen (und in studentischen Arbeiten, vgl. Heinrich/Klenner in diesem Band), dem ersten auftauchenden generischen Maskulinum eine Fußnote beizugeben, dass hier und im Folgenden die weiblichen Elemente (Schülerinnen, Bürgerinnen, Autofahrerinnen) unter dem jeweiligen männlichen Ausdruck eingeschlossen sein sollten. Diese Geste hat im Unterschied zu der vorher beschriebenen noch den Effekt, dass letztendlich mit dem Weiblichen die Kategorie Geschlecht selbst insgesamt aus der Rede und der Aufmerksamkeit verschwindet. Ohne hier die Frage zu diskutieren, welche schriftliche Ausdrucksweise letztlich angemessen wäre (vgl. dazu z.B. die Empfehlung der Gleichbehandlungsanwaltschaft beim österreichischen Bundeskanzleramt), macht uns dieser Verweis auf ein zentrales Problem aufmerksam, dass nämlich in dieser subsumierenden Geste und ihrer beruhigenden Rechtfertigung (‚Keine Sorge, Frauen sind ja mitgemeint!‘) mit Selbstverständlichkeit vorausgesetzt wird, dass das zu regelnde Problem etwas mit konkreten Personen zu tun hätte, dass es in der gleichwertigen Nennung von Frauen und Männern läge oder darin, dass diese gleichermaßen berücksichtigt, angesprochen, bedacht würden – dass ihnen also ‚gerechte Behandlung‘ zuteilwürde. Nicht gesehen wird dabei die Möglichkeit, dass die Schwierigkeit, weiblich und männlich in der Sprache angemessen zur Erscheinung zu bringen, auf sehr viel mehr und anderes hinweisen könnte als auf ein Problem der Sichtbarmachung von Frauen und Männern. Diese Dimension, die Einsprüche von Geschlecht auf der Ebene der symbolischen Ordnung, des Wissens und der Denkgewohnheiten anzeigen würde, verschwindet hinter der durch die verallgemeinernde Geste prominent gesetzten bemessenden Anordnung diverser nebeneinander gesetzter Kategorien – eine Anordnung, die schon von ihrer Form her die Frage nach deren Gewichtung und konkurrenten Bewertung nahelegt.

Tatsächlich ist dies ja auch ein zentraler Punkt in der Intersektionalitätsdebatte: Geschlecht dürfe nicht beanspruchen, für ‚wichtiger‘ gehalten zu werden als andere Aspekte oder solle sich nicht gar für omnirelevant halten, wo doch die Benachteiligung aufgrund anderer Aspekte viel größere Bedrü-

ckungen nach sich ziehe usw. Das Ausmaß der durch Markierung oder Kategorisierung bei dem darunter eingeordneten Subjekt erzeugten beeinträchtigenden Effekte drängt sich so gewissermaßen wie von selbst als Maßstab der Bewertung auf – und erschwert seinerseits wieder den Blick auf eine mögliche andere Fragestellung im Vergleich der Kategorien und ihrer Effekte. Es wäre also zu fragen, ob Geschlecht ein Eigensinn, ein besonderer Einspruch oder Anspruch attestiert werden kann oder muss, und welche Ebene der Analyse für die Beantwortung dieser Frage überhaupt die angemessene sei. Wenn wir Geschlecht weglassen, in den Hintergrund schieben und dethematisieren – was würde dann fehlen (würde überhaupt etwas fehlen?), was würde aus dem Blick geraten oder unbegriffen bleiben? Umgekehrt gefragt: Was sollte uns veranlassen, auf Geschlecht als Kriterium von Unterscheidung sonderlich zu achten?

Aktuelle Argumentationsfiguren

Was die Aufmerksamkeit gegenüber der Kategorie ‚Geschlecht‘ angeht, befinden wir uns momentan in einer äußerst merkwürdigen, ja paradoxen Situation. Nicht zuletzt ausgelöst durch die Debatte um die ‚Jungenbenachteiligung‘ wird Geschlecht in Bezug auf jüngere Kinder stark betont und stereotyp aktiviert. Im (grund-)schulischen Bereich lässt sich eine rasante Zunahme von geschlechterunterscheidenden Materialien und Maßnahmen beobachten, die dazu führt, dass LehrerInnen es für ‚modern‘ und pädagogisch zeitgemäß halten, Jungen und Mädchen unterschiedliche Arbeitsblätter, Aufsatzthemen und Arbeitsaufgaben zuzuteilen, und der Markt stellt entsprechende segregierte Bücher und Arbeitsmaterialien zur Verfügung (wie etwa Pritt ‚Bastelkleber für Jungen‘). Auch Kinderkleider und Spielzeug sind in den letzten Jahren geschlechtstypisch unterschiedlicher denn je – hier wird Geschlecht also ständig explizit gemacht. Dies gibt uns einen ersten Hinweis darauf, wozu wir die Kategorie Geschlecht brauchen – denn ohne spezifisches theoretisches Handwerkszeug lässt sich diese Entwicklung überhaupt nicht verstehen, zumal ein Verstehenwollen gerade ausdrücklich nicht Teil der Debatte ist, die ja überwiegend mit dem Hinweis auf ‚Expertenwissen‘ (aus Gen-, Gehirn- oder Lernforschung) und Evidenz argumentiert. Eine aktuelle Studie aus dem Grundschulbereich hat denn auch gezeigt, dass die LehrerInnen gleichzeitig Geschlecht als nicht-interessant, nicht sonderlich wichtig für die Praxis einschätzen und nicht für ein sinnvolles Thema von Lehrerfortbildungen halten (vgl. ProLEG 2012). Heterogenität dagegen gilt als zentraler Kompetenzaspekt pädagogischer Professionalität, was auch immer im Ein-